

Zum Meistertrunk von Rothenburg

Weder die massive Kritik der Historiker noch die feineren Zweifel der Literaten konnten dem Rothenburger Festspielpublikum bislang die Geschichte vom „Meistertrunk“ versalzen, jenes große Spiel vom tiefen Schluck, das an Pfingsten und während der spätsommerlichen Reichsstadtage die Fremden aus aller Welt anzieht. Dann feiern die Rothenburger in ihrem Rathaus das historische Spektakelstück von der Erstürmung und „wundersamen“ Errettung Rothenburgs im Dreißigjährigen Krieg. 1881 zimmerte Adam Hörber, Glasermeister und Poet dazu, den „Rothenburger Meistertrunk“, ein Hohelied der Vaterstadt, mit jener Portion Melodramatik geölt, die auch dem Kannitverstan aus Boston in der dritten Reihe des Kaisersaals das blaue Auge näßt. Die alles andere als programmierte Programmamusik tut ein übriges.

Auch die Fotolinsen trinken von dem bunten Überfluß der martialischen Welt. Die dekorativen Gruppen bieten den Kameras der Amateure bühnengerecht die Brust. Wenn zum Schluß die Blumen der Kinder ins Publikum fliegen, dann hat der Spieleifer der Akteure auch den Skeptiker versöhnt. Nur Mr. Kannitverstan äugt begehrlich den abziehenden Hellebarden Old Germany's nach. Das Publikum ist international.

Trotzdem, es muß heraus: Das Festspiel entbehrt zwar nicht der historischen Kostüme, wohl aber der geschichtlichen Treue.

Die Fabel ist bekannt. Im Herbst 1631, mitten im Dreißigjährigen Krieg, erobert Graf Tilly, Feldherr der katholischen Liga, die Stadt nach einem blutigen Sturm. Die ergrimmte Generalität will Bürgermeister und Rat köpfen, die Stadt plündern lassen. Inzwischen wandert ein Humpen Tauberwein von

Gottlob Haag

Unter dem Blausporn
hellen die Fasern
des Mittags
verlichten Sekunden
weitet die Zeit
den Sonnenknoten

Wortmesser klieren
die Angst aus dem Schlaf
Rufschnüre
sperren den Weg
winderdige Laute
hetzen die Stille

HINTER

DEN

SPRECHALPEN

schweig dich vorbei
an den Uhren
tief ein in die Stunden
der Wind fichtet
Hoffnung ins Grün
Wortschwärme kreisen
fallen ein
und ergänzen das Bild

Schritte läuten
durchs Wundmoor
Goldpest foltert
den Atem

seelost
hinter den Sprechalpen
ernten Augen auf Knie
den Abend
Gedanken umsirren
den Mond im Holunder

Stimmen besteigen
das Mohnboot
aus dem Dunkel silbert
Schrei und Gelächter

einem Generals-Schnauzbart zum andern. Die Stimmung lockert sich. Tilly verspricht in einer Weinlaune die Stadt zu schonen, wenn einer der Ratsherren den frischgefüllten Humpen mit seinen dreieinviertel Litern auf einen Zug leere. Der Altbürgermeister Nusch, als früherer Würzburger Student geeicht, wagt den Meistertrunk, Rothenburg und Tilly's guter Ruf vor der Geschichte sind gerettet.

Die Sage vom Meistertrunk taucht erstmals in der 1771/72 geschriebenen Chronik des Georg Heinrich Schaffert auf. Hier heißt es allerdings nur, Frauen und Kinder hätten vor dem Sieger einen Fußfall getan. „worauf das Pardon-Wort vor die Bürgerschaft erfolget: Lasset die Hunde leben“. Diesem leutseligen General-Pardon ist dann mit gleicher Handschrift folgender Zusatz angehängt worden: „worauf eine Generalsperson einen grossen Pocal voller Wein geschütt und gesagt: es wäre Gift darinn, wenn es jemand wolte austrinken, so sollte die Stadt Pardon haben, da dann ein Bürgermeister Nusch es gewagt und den Pocal ausgetrunken, hat ihm aber nicht geschadet“.

Das ist also die erste Erwähnung des sogenannten Meistertrunks, der in der chronikalischen Schilderung allenfalls eine Mutprobe, aber kein Gargantua-Schluck war. Die zeitgenössischen Quellen aus dem Dreißigjährigen Krieg wissen noch nicht einmal etwas von dem angeblichen Gifttrunk des Bürgermeisters Nusch zu erzählen. In der uns erhaltenen ausführlichen Leichenpredigt auf den Weinvertilger, der sich heute auf den Bierdeckeln eines Rothenburger Brauhäuses stärkt, ist vom Meistertrunk, angeblich der Rettung der Stadt, mit keinem Wort die Rede.

Die Rothenburger wissen natürlich ganz genau, daß sie mit der Tradition des „Meistertrunks“ den Mund ein bißchen zu voll nehmen. Verbürgt ist dafür auf alle Fälle der trockene Kommentar von Theodor Heuss, der angesichts des Humpens mit seinen dreieinviertel Litern bemerkte: „Meine Herren, das ist keine Frage des Durstes, das ist eine Frage der Kanalisation!“

Dr. Friedrich Ebert

Die Kapelle zum Heiligen Grab in Hof

Die Heiliggrab-Kapelle zu Hof wurde 1509 gestiftet, aber schon 1553 kraft eines militärischen Befehles dem Boden gleich gemacht, als bei drohender Belagerung das Vorgelände rasiert wurde.

Ihr Name lebt noch in den Namen Heiligengrabstraße und Heiligengrabfeldweg fort. Im Jahr 1966 wurde sie Gegenstand einer wissenschaftlichen Erörterung¹⁾, in welcher der Nachweis versucht wird, daß sie ein Rundbau gewesen sei und einen unterirdischen Kultraum enthalten habe. Diese umstürzende Anschauung bedarf der Prüfung.

Wenn die Kapelle ein Rundbau gewesen wäre, müßte eine so ungewöhnliche Form wohl in irgend einer alten Beschreibung erwähnt worden sein. Dies ist aber nicht der Fall. Enoch Widmann nennt sie in seinem 1591 veröffentlichten Chroniken einfach ein schönes Kirchlein²⁾, macht genaue An-